

Vergessen als Gegenstand der Lebenswissenschaften und der Literaturwissenschaft: Dargestellt am Roman *Noras Gedächtnis* von Dorothea Zeppezauer

ROMAN MIKULÁŠ

DOI: 10.31577/WLS.2025.17.2.7

© Institute of World Literature
Slovak Academy of Sciences

© Roman Mikuláš 2025

Licensed under CC BY-NC-ND 4.0

Forgetting as a subject of the life sciences and literary studies: The case of Dorothea Zeppezauer's novel *Noras Gedächtnis*

Memory research. Life sciences. Interdiscourse theory. Amnesia. Metaphors.
Collective symbolism.

In recent decades, numerous contemporary German-language texts have taken up the theme of neurobiological illnesses, the supposed realm of neurobiology and biomedicine. The boundary between the discourses of literature and biomedicine or neurobiology is crossed in a variety of ways. Sometimes, such literarizations of biomedical knowledge deal with scenarios of memory loss. Against this background, this article analyses Dorothea Zeppezauer's novel *Noras Gedächtnis* (Nora's memory, 2023), that, among other things, deals with the question of human memory, or more precisely, with the consequences for the individual of losing individual access to large parts of one's biographical memory.

This work was supported by the Slovak Research and Development Agency under contract No. APVV-20-0179.

Roman Mikuláš
Institute of World Literature
Slovak Academy of Sciences
Bratislava
Slovak Republic
roman.mikulas@savba.sk
ORCID: 0000-0002-0822-2535

LITERATUR UND DIE GEDÄCHTNISFORSCHUNG

Die Forschung hat in jüngster Zeit einen signifikanten Wandel durchgemacht, der in der Fachwelt als *neural turn* bezeichnet wird. In Zeiten solcher wissenschaftlichen Neuorientierungen bzw. Umbruchssituationen spielt Literatur eine nicht unbedeutende Rolle. Die Hinwendung der Literatur zu neurobiologischen Sachverhalten stellt daher einen bedeutenden Ansatz auch für gegenwärtige literaturwissenschaftliche Forschungsinitiativen dar. Die Herausgeberinnen des Themenheftes „Grenzen des Humanen“ der *Zeitschrift für Germanistik*, Anne-Kathrin Reulecke und Ulrike Vedder, machen auf eine wichtige Tendenz aufmerksam, nämlich auf einen Anstieg an literarischen Texten, die „auf die rasanten Entwicklungen im Bereich der Lebenswissenschaften und der Medizin reagieren“ (2018, 459). Dies betrifft auch literarische Texte, die sich mit Fragen des Erinnerns und des Vergessens befassen. Im Fokus steht hier die Frage, inwiefern Literatur geeignet ist, neurobiologische Konzepte des Gedächtnisses medizinisch adäquat und mit literarisch-ästhetischem Gewinn darzustellen. Vorausgeschickt sei noch, dass sich die Problematik des Vergessens in diesem Beitrag ausschließlich auf das individuelle Gedächtnis bezieht. Das kulturelle bzw. das kollektive Gedächtnis werden nicht explizit in die Reflexionen einbezogen.

Der Fokus des vorliegenden Aufsatzes liegt auf der Literarisierung neurobiologischer Krankheitsphänomene. Es sei darauf hingewiesen, dass in den letzten Jahren eine Häufung der Schilderungen von neurologischen Erkrankungen, wie beispielsweise Amnesie oder Demenz, zu beobachten ist. In diesen Texten werden die beschriebenen Erkrankungen durchaus in ihren neurobiologischen Erscheinungsformen reflektiert. Bemerkenswert ist dabei die oftmals erstaunliche Genauigkeit, die auf sorgfältige Recherchen mitsamt Referenzen auf die reale medizinische Forschung zurückzuführen ist. Wir werden beobachten, wie in der Literatur auf wissenschaftliches Wissen über Amnesien zurückgegriffen wird. Dieses Wissen kann jedoch nicht eins zu eins übernommen werden, sondern es wird transformiert und im Zuge eines poetischen Aktes neu perspektiviert. Es erscheint in einer neuen Wissensanordnung. Das bedeutet, dass dieses Wissen in der literarischen Umsetzung keinen normativen Anspruch haben kann, wie etwa in der Medizin.

Zu berücksichtigen ist, dass pathologische Phänomene wie die Amnesie Wissenskonzepte darstellen, die durch Sprache gestaltet werden und in der Literatur ein Medium finden, das entsprechende Wahrnehmungs- und Ausdrucksformen offeriert, die diese neue Wissensanordnung organisieren und damit selbst zur Konstituierung von Wissen beitragen können. Dabei spielen narrative Verfahren, Metaphern, Analogien und Symbole eine sehr wichtige Rolle. Gegenstand der Untersuchung ist ein literarischer Text, in dem das Vergessen in Prozessen des Erinnerns eine konstitutive Rolle spielt und dabei selbst zum zentralen Punkt der Selbstreflexion der Protagonisten wird.

Generell zu fragen ist zunächst, wie sich Vergessen erzählen lässt. Diese Fragestellung hat eine lange Tradition. In der griechischen Mythologie etwa wird das Vergessen, symbolisiert durch den Unterwelt-Fluss Lethe, als ein dynamischer Prozess veranschaulicht. So führt der Romanist und Germanist Harald Weinrich in seinem Buch *Lethe* aus: „Die Wasser des Lethe-Stroms haben also das Vermögen, den Ver-

storbenen nach ihrem Übertritt in das Reich des Todes die Erinnerung an das Erdenleben zu nehmen“ (2005, 44). Die Fluidität des Vergessens veranschaulicht seine Strukturlosigkeit, Wandelbarkeit, seine Unbeständigkeit.¹ Auch die deutschen Psychologen Monika Pritzel und Hans Markowitsch beschreiben das Vergessen wie auch das Erinnern als ewiges Fließen und die Fluidität als Grundformel des Lebens:

Die menschlichen Grundbedingungen des Seins, so Heraklit, ließen sich am ehesten begreifen, indem dieses Sein als eine Art Fluss aufgefasst würde, ein Fluss, dessen Charakteristikum *nicht das einzelne Wasserteilchen*, sondern das Fließen, also der *beständige Wandel des Ganzen*, sei. Dann nämlich setzte sich auch bei scheinbarer Stabilität des Flusses *an sich* jedes invariant erscheinende Etwas aus gegensätzlichen spannungserzeugenden Eigenschaften zusammen, dem Stabilen des Fließens. [...] Es ist diese „verborgene“ – weil in beständigem Fluss begriffene – Natur unvereinbarer Gegensatzpaare, wie etwa Erinnern und Vergessen, [...] in denen Heraklit nach einer logischen [...] Erklärung [...] sucht. (Pritzel – Markowitsch 2017, 12, Hervorh. im Original)

Im Folgenden soll eruiert werden, welchen Beitrag die Literatur bei der Verhandlung der Frage nach dem Vergessen leisten und inwiefern sie als Komplement der Biomedizin bzw. der Neurobiologie verstanden werden kann. Zu diesem Zweck sollen zunächst die Wechselwirkungen der beiden Diskurse Literatur und Neurobiologie kurz erörtert werden. Dabei wird nach den Möglichkeiten, die das System Literatur bei der Darstellung neurobiologischer (Vergessens-)Prozesse hat, gefragt. Es gilt, die Gegebenheiten dahingehend zu analysieren, inwiefern sie bestimmte erzählerische Strategien bzw. Techniken nahelegen, um jene Leerstellen, über die es praktisch kein Wissen und somit keine Erinnerungen gibt, adäquat „lesbar“ zu machen.

Die Annahme, dass die wesentliche Eigenschaft der Literatur in der Umgestaltung von bestimmten Rahmenbedingungen liegt, ist auch für die literarische Darstellung bio-medizinischer Sachverhalte von entscheidender Bedeutung. Die Erkenntnis, die einem auf Empirie ausgerichteten Biomediziner unter Umständen selbst bei einer gründlichen Analyse entgehen kann, manifestiert sich womöglich erst im Prozess der narrativen Ausgestaltung. Theoretisch konzeptualisiert wurde dieser Zusammenhang von Jürgen Link und Rolf Parr unter dem Stichwort Interdiskurstheorie (vgl. z. B. Link 1988; Link – Link-Heer 1990; Link – Parr 2005; Parr 2020). Es wird dabei die Auffassung vertreten, Literatur sei als Interdiskurs in der Lage, Elemente aus verschiedenen, zumal wissenschaftlichen Spezialdiskursen aufzunehmen, diese mit anderen Diskurssträngen zu verknüpfen und so innerhalb des literarischen Systems neue Konfigurationen zu schaffen. Birgit Neumann führt diesbezüglich aus:

Literatur stellt einen „reintegrierenden Interdiskurs“ (Jürgen Link) dar, der mit anderen Systemen wie der Psychologie, Geschichts- und Medienwissenschaft oder Religion verwoben ist und sich aus kulturell zirkulierenden Gedächtnisinhalten und -konzepten speist. Bei ihrer Welterzeugung greifen literarische Werke auf vorherrschende Vorstellungen von Erinnerung zurück und bringen diese mit literarischen Techniken ästhetisch verdichtet zur Anschauung. (2005, 165)

In diesem Zusammenhang können die Wechselbeziehungen zwischen Neurobiologie und Literatur nicht nur eindimensional mit besonderer Berücksichtigung

neurobiologischen Wissens, sondern auch in umgekehrter Richtung konzipiert werden.

GRENZÜBERSCHREITUNGEN: GEDÄCHTNISFORSCHUNG ZWISCHEN DEN LEBENSWISSENSCHAFTEN UND DER LITERATUR

Wir werden uns in weiterer Folge auf jene Aspekte der Interdiskursivität beschränken, die für die Erfassung der Problematik des Vergessens im Kontext der Gedächtnisforschung relevant sind. Zunächst wird die Grenze zwischen zwei verschiedenen Diskursen überschritten, nämlich die zwischen der Literatur und der Neurobiologie bzw. der Biomedizin (und den angeschlossenen Disziplinen im Feld der Gedächtnisforschung). Diese beiden Spezialdiskurse umfassen unterschiedliche Positionen und damit auch unterschiedliche Sprechweisen. Es kann auch eine künstliche Trennlinie zwischen den beiden Bereichen, dem Gehirn und dem Geist, gezogen werden. Die entsprechende Grenzüberschreitung erfolgt also zwischen Gehirn und Geist, indem die Feststellung getroffen wird, dass Geist mehr sei als die Verschaltung von Neuronen im Gehirn. An dieser behelfsweise errichteten Trennlinie prallen jedoch oft sowohl das Spezialwissen der Hirnforschung als auch das eher kulturtheoretisch und philosophisch ausgerichtete Lebenswissen ab (im Sinne von Ottmar Ette, vgl. 2010, 2025 – in diesem Heft). Monika Pritzel und Hans Markowitsch sprechen geradezu von markanten Gegensätzen zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Denkmodellen (2017, 225).

Es sei aber darauf hingewiesen, dass sich das Feld der Gedächtnisforschung in den letzten Jahren zunehmend ausdifferenziert hat und dass diese vermeintliche Trennlinie höchst problematisch geworden ist und ggf. nur noch für heuristische Zwecke gebraucht wird. Die Medizin nimmt in diesem Feld eine führende Position ein, gefolgt von den Sozial- und Naturwissenschaften wie Psychologie, Psychiatrie, Biologie und Neurowissenschaften. Es wird daher zunehmend schwierig, von *dem* Gedächtnis als *einem* Gegenstand zu sprechen. Mit den verschiedenen Forschungsbereichen sind entsprechende Konzepte, Methoden und eben auch ganz verschiedene Objektvorstellungen verbunden. Jeder dieser Bereiche arbeitet nach seinen spezifischen Regeln und mit einer für ihn typischen Sprache. Somit ist es für Pritzel und Markowitsch nicht vorstellbar, dass ein Bereich durch einen anderen ersetzt werden kann und sie betonen daher, dass „die jeweiligen daraus resultierenden Vorstellungen über den Gegenstand nur begrenzt von einem auf einen anderen akademischen Bereich übertragbar [sind]“ (225).

Die biomedizinische und neurobiologische Gedächtnisforschung konzentriert sich auf das Gehirn. Es stellt sich aber die Frage, ob das Objekt „Gedächtnis“ eine biologische oder nicht eher eine psychologische Größe ist. Christoph Kehl greift diese durchaus problematische Fragestellung auf und verweist auf eine bemerkenswerte „Entwicklung hin zu reduktionistischen, experimentellen sowie evidenzbasierten Methoden“, die seiner Beobachtung nach nicht nur auf die biomedizinische Gedächtnisforschung beschränkt sei, sondern die „Teil einer umfassenderen Dynamik, welche die Medizin und Lebenswissenschaften erfasst hat“ seien (2012, 11). Gerade in dieser Gemengelage können Interdiskurse einen sol-

chen Reduktionismus überwinden helfen und gegen eine tendenzielle Atomisierung der Problematik wirken, die sich auch mit der Entwicklung einer Unzahl von Gedächtnissystematiken in den 1980er und 1990er Jahren² nicht wirklich beheben ließ.³

Schließlich kann man festhalten: Wer sich mit den molekularbiologischen Prozessen in einzelnen Zellen beschäftigt, wird das Thema Vergessen anders angehen als jemand, der sich auf die komplexen neuroanatomischen Netzwerke konzentriert; und der wiederum anders als jemand, für den psychologische und soziologische Fragestellungen vordergründig sind. Es ist allerdings nicht das Ziel des Aufsatzes, die ganze Palette der Praktiken in der Gedächtnisforschung herauszuarbeiten. Wir werden uns jedoch in diesem verästelten Feld bewegen und dabei unseren Fokus auf die Krankheitskategorie der Amnesie richten. Die Amnesie ist Produkt spezial- und interdiskursiver Verhandlung (vgl. Markowitsch – Welzer 2006). Es ist nicht nur ein Krankheitskonzept, sondern zugleich auch eine Erlebensweise auf der Seite der Patienten, die zudem versuchen, über ihr Erleben zu berichten. Die Sprache, so argumentieren Pritzel und Markowitsch, sei dabei „schlechthin *das Mittel* [...], um sich über Vergessen auszutauschen“ (2017, 225, Hervorh. im Original). Und an dieser Stelle kommt Literatur als Interdiskurs ins Spiel. Durch den Einsatz literarischer Techniken werden die Erlebens- und Verhaltensweisen von Erkrankten nachvollziehbar gemacht. In vielen literarischen Patographien sind jedoch auch wissenschaftliche Beschreibungen direkt in literarischen Texten eingewoben. Es darf angenommen werden, dass eine Transformation der Perspektive von einer wissenschaftlichen hin zu einer literarischen auch zu einer Veränderung des Gebrauchs von Analogien und Metaphern führt. Diese werden in literarischen Texten dieser Provenienz möglicherweise anders genutzt als in der Gedächtnisforschung.

METAPHORIK DES ERINNERNS UND DES VERGESSENS

Es ist eine Tatsache, dass das Gedächtnis selbst nicht beobachtet werden kann und dass man es „nur“ mit Repräsentationen zu tun hat. Durch die Schaffung solcher anschaulichen Mittel wird es erst zugänglich. Dazu zählen vor allem Metaphern. Diesen Sachverhalt bringt Aleida Assmann wie folgt zum Ausdruck: „Das Phänomen Erinnerung verschließt sich offensichtlich direkter Beschreibung und drängt in die Metaphorik“ (1993, 13). An diese wichtige Beobachtung, die sich allerdings nur auf kulturwissenschaftlich ausgerichtete Gedächtnisforschung ohne Bedenken anwenden lässt, schließt sie mit folgender interessanter Erkenntnis an: „Wo Gedächtnis im Horizont des Raumes konstituiert wird, steht die Persistenz und Kontinuität der Erinnerung im Vordergrund; wo das Gedächtnis im Horizont der Zeit konstituiert wird, stehen Vergessen, Diskontinuität und Verfall im Vordergrund“ (22). Traditionell dienten dazu als Sinnbild die Gefäßmetaphorik oder die Wachstafelmetaphorik (vgl. Weinrich 2005). Diese Metaphorik kommt in abgewandelter Form auch in neuerer Forschung zum Tragen. Pritzel und Markowitsch führen aus: „Früher dachte man sich diesen Behälter als Krug, heute z. B. als künstliches oder neuronales Netzwerk einer Substruktur. Im zweiten Fall dominiert der Gedanke des Eingravierens von be-

stimmten Inhalten in ein zweidimensionales Speichersystem, einstmals in Form o. g. Wachstäfelchens, heute z. B. in Form eines Computereintrags“ (2017, 5).

Metaphern sind ein mächtiges Werkzeug, um komplexe Sachverhalte auf griffige Weise zu veranschaulichen. Doch beim Thema Vergessen taucht ein Problem auf, denn was soll eine Metaphorik da eigentlich sichtbar machen? Bei Amnesien müsste man sich in Anlehnung an die klassische Gedächtnismetaphorik ggf. fragen, was passieren würde, wenn der Behälter oder die Wachstafel zerbrochen wäre?

Oft wird herausgestellt, dass Gedächtnis kein statisches Phänomen ist, sondern dass es sich beim Erinnern und Vergessen um dynamische Prozesse handelt. Erinnerungseinheiten treiben gleichsam wie in einem Fluss. Diese Prozesshaftigkeit manifestiert sich auch in der Verdauungsmetaphorik, die bei der Konzeptualisierung von Gedächtnisleistungen traditionell zur Anwendung kommt: „Das Gedächtnis ist offenbar so etwas wie der Magen des Geistes; Freude und Trauer sind wie eine süße oder bittere Speise. Übergeben wir sie dem Gedächtnis, wandern Sie ab in den Magen. Dort können sie aufbewahrt werden, aber dort haben sie keinen Geschmack mehr“ (Augustinus 2009, 491).

DER STATUS DES VERGESSENS IN DER GEDÄCHTNISFORSCHUNG

Das Vergessen hat in unseren kulturellen Breitengraden keinen guten Leumund. Die negative Bewertung des Vergessens prägt bis heute unseren Alltagsdiskurs. Wenn das Vergessen lediglich als „Fehler“ oder als „Loch im Gedächtnis“ verstanden wird, wird das eigentliche Geschehen missverstanden oder sogar komplett übersehen, denn auch bei Vergessensvorgängen wird seitens des Organismus erhebliche Energie aufgewendet. Es ist wichtig, sich bewusst zu machen, dass Vergessen nicht nur als Mangel oder Verlust zu verstehen ist. Nicolas Pethes definiert Vergessen zwar auch als „Verlust oder die Löschung von Gedächtnisinhalten“, weist jedoch in weiteren Ausführungen zum Begriff „Vergessen“ darauf hin, dass „Vergessen nicht nur im destruktiven Sinne zu verstehen [ist], sondern als konstruktive Kategorie mit einer eigenen Kulturgeschichte“ (2009, 1047). Positiv gewendet kann also Vergessen als Voraussetzung für die Möglichkeit individueller Erneuerung und die Entwicklung einer neuen Identität betrachtet werden (vgl. Connerton 2008, 62). Selbst Pritzel und Markowitsch stellen fest: „die Beziehung eines Menschen zu seinen Mitmenschen wird durch das im Gedächtnis Behaltene ebenso geprägt wie durch das Vergessene“ (2017, 222). Auch bei Renate Lachmann ist ähnliches nachzulesen: „Welch großes Glück wäre es doch, sich in die Lethe zu stürzen, um die Erinnerung an alle Religionen und philosophischen Systeme, an alle Kenntnisse, Künste, Poesie spurlos von der Seele wegzuspülen, nackt, wie der erste Mensch, das Ufer zu betreten“ (2007, 133).

Vergessen genauer zu betrachten bedeutet demnach stets auch, die Randbedingungen im Auge zu behalten, unter denen wir mit psychischen und physiologischen Veränderungen umzugehen haben. Dabei sind sowohl die sozial konnotierten als auch die psychologischen und die neuronalen bzw. epigenetischen Determinanten des kognitiven Apparates zu berücksichtigen. Christine Abbt beobachtet auf diesem Gebiet eine starke Tendenz, die sie wie folgt beschreibt: „Seit Beginn des 21. Jahr-

hunderts und noch einmal verstärkt in den letzten Jahren lässt sich in verschiedenen Wissenschaften ein wachsendes Interesse am *Vergessen* ausmachen. [...] Die wissenschaftliche ‚Wiederentdeckung‘ des Vergessens ist vor allem von einem neugierigen Blick auf die konstruktiven Aspekte von Vergessen geprägt“ (2016, 12).

Es ist noch eine andere Perspektive zu berücksichtigen: Manchmal hat das Vergessen eine protektive Wirkung, z. B. als psychologische Schutzreaktion auf psychotraumatische Ereignisse. Der Prozess des Vergessens scheint in solchen Fällen ganz zentral für unser Selbstwertgefühl, unsere psychische Stabilität und Gesundheit zu sein. In Bezug auf traumatische Erinnerungen erklären Pritzel und Markowitsch: „Vergessen als Repression oder als Verdrängen [...] dient allerdings einer Funktion – nämlich der, sich vor negativen, belastenden Inhalten zu schützen, weswegen man auch von funktioneller Amnesie spricht – also einem Vergessen, dass eine (Schutz-)Funktion für das Individuum hat“ (2017, 79). Es handelt sich dann um einen direkt pathologischen Vorgang, der auch unter dem Begriff „dissoziative Amnesie“ allgemein bekannt ist.

In den klinischen Neurowissenschaften werden Prozesse des Vergessens häufig im Rahmen von amnestischen Störungen behandelt und damit als defizitär bzw. pathologisch gegenüber einem Normalzustand betrachtet. Es wird „zwischen anterograden und retrograden Amnesien differenziert“ (54). Bei retrograder Amnesie bezieht sich der Begriff sowohl auf den vollständigen Verlust des Gedächtnisses als auch auf das Fehlen von Erinnerungen an bestimmte Ereignisse, Lebensabschnitte oder Informationen. Anterograde Amnesie meint die Unfähigkeit, neues Wissen zu speichern. Nach neurologischen Störungen treten eher ausgeprägte anterograde denn retrograde Amnesien auf. Dementsprechend gibt es verschiedene Störungsbilder, die mit Amnesien einhergehen: Dazu gehören gezielte Hirnschädigungen, die zu anterograden (und teilweise auch retrograden) Amnesien führen, sowie funktionelle oder dissoziative Amnesien, die oft reversibel sind und deshalb auch als mnestische Blockaden bezeichnet werden. Amnestiker erinnern sich oft an vergangene Ereignisse, haben aber keine bewusste Erinnerung an ihre eigenen früheren Erlebnisse, was mit dem Verlust oder einer Veränderung der persönlichen Identität einhergeht (54).

Was in dem im Folgenden analysierten Text inhaltlich vorliegt, ist ein Schädel-Hirn-Trauma, das von retrograden Gedächtnisstörungen begleitet wird. Dies ist nach Pritzel und Markowitsch eine sehr weite Kategorie, „die von leichten Schädel-Hirn-Verletzungen bis zu schweren Gewebeschäden reichen“ kann (70).

DOROTHEA ZEPPEZAUER: NORAS GEDÄCHTNIS

Bei der Auswertung der existierenden deutschsprachigen Vergessensnarrative zeigt sich ein breites Gattungsspektrum. Es existieren zahlreiche Fallberichte, Berichte aus dem weiten Bereich der sog. narrativen Medizin,⁴ viele populärwissenschaftliche Texte zum Thema aber auch fiktionale Autobiographien und Romane, die neurobiologische Themen aufgreifen und also auch Amnesie als zentrales Thema verhandeln. In der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur gibt es aber auch eine ganze Reihe von Romanen, in denen der Gedächtnisverlust der Protagonisten ver-

handelt wird.⁵ Der letztgenannten Gattung wollen wir uns in der Analyse zuwenden und fragen, welche Techniken angewendet werden, um neurobiologische Erkrankungen wie Amnesie zur literarischen Darstellung zu bringen. Außerdem geht es uns um die Frage nach dem zusätzlichen Erkenntniswert der literarischen Darstellung dieser Erkrankungen, bzw. darum, welche Folgen sich durch die Aufnahme neurobiologischer Phänomene für Konzeptionen von Gedächtnis ergeben.

Der Roman *Noras Gedächtnis* (2023) der deutschen Autorin und Philologin Dorothea Zeppezauer ist für die Analyse nicht in erster Linie auf der Ebene des Plots interessant. Aus literarästhetischen Erwägungen konzentriert sich die vorliegende Analyse auf die Beobachtung, dass der Roman dezidiert interdiskursiv und interdiskursanalytisch angelegt ist: Er behandelt nicht nur das Aufeinandertreffen von Diskursen, sondern problematisiert diesen Sachverhalt. Dies beginnt schon bei einer Bilddarstellung, die im Eingang des Romans platziert ist und den Spezialdiskurs anzeigt, der im Werk eine tragende Rolle spielt. Es handelt sich um die zeichnerische Darstellung von Nervenzellen eines Hühnergehirns, die auf den spanischen Mediziner und Neurohistologen Santiago Ramón y Cajal zurückgeht.

Für den Erzähler Vincent Levi, der als Gastwissenschaftler mit einem Schweizer Pass in den USA lebt, ist die Zeichnung ein Schlüsselobjekt. Bereits als Kind kam er mit dieser Darstellung im Arbeitszimmer seines Vaters in Berührung und verstand sie schon damals als Hinweis auf die Vernetztheit aller Dinge auf dieser Welt. Er sah darin eine zentrale Metapher auf das Leben: ein Netz miteinander verbundener Systeme. Vincents Verzauberung bei der Betrachtung der Zeichnung hält auch an, als sein Vater als Mediziner für Aufklärung sorgt und die Herkunft der Darstellung sowie den in ihr dargestellten Sachverhalt erläutert (10). Die kindliche Verzauberung bleibt sogar erhalten, als sich Vincent am Max-Planck-Institut in Florida den Neurowissenschaften verschreibt. Er sieht in der Zeichnung immer noch die „Landschaft, die [s]eine Kinderaugen schufen“ (11). Es lässt sich eindeutig feststellen, dass der Roman von einer Vielzahl von Fäden, Pfaden, Tunnels, Flüssen und Netzen durchzogen ist.

Vincent beschäftigt sich mit seinem Forschungsteam im Rahmen des Projekts „Mechanisms of Synaptic Signaling and Computation“ „mit den molekularbiologischen Prozessen, die zur sogenannten Langzeitpotenzierung synaptischer Systeme führen und [...] die Grundlage für Lernen und Gedächtnis darstellen“ (53). Wir erfahren auch, dass er früher ein Jahr lang beim *Human Brain Project* „an computer-gestützten Simulationen des menschlichen Gehirns und seiner Netzwerke“ gearbeitet hat (62). Eine Eingebundenheit des Textes in einen wissenschaftlichen Kontext erfolgt u. A. durch Referenzen auf real existierende Institutionen wie die School of Mind and Brain in Berlin. Dies geschieht allerdings auch durch Hinweise auf konsensartige wissenschaftliche Grundannahmen wie z. B.: „Das menschliche Gedächtnis mit seiner Fähigkeit, Gelerntes und Erlebtes dauerhaft zu speichern, zu modellieren und abrufbar zu machen, ist unzuverlässig und rücksichtslos subjektiv. Ohne eine Instanz, die über die Richtigkeit von Erinnerungen wacht, konstruiert es eine bestimmte Biographie und ein passendes Weltbild“ (21–22).

Verbindung von Kunst und Wissenschaft

Der Erzähler schafft eine interdiskursive Brücke zwischen Kunst und Wissenschaft, wenn er beispielsweise ausführt: „Wenn mich jemand fragte, was ich an diesem Bild mehr verehere, die Kunst oder die Wissenschaft, bliebe ich die Antwort schuldig, denn für mich ist das eine mit dem anderen verbunden“ (11). Diese Verbindung wird noch deutlicher im nächsten Zitat:

Will man Erinnerungen wecken, ist der beste Katalysator einer, der auch in der Kunst beliebt ist, der Parallelismus. Oft reichen schon kleine Übereinstimmungen, um erlebte Situationen an die Oberfläche zu spülen. Neurowissenschaftler sprechen von Resonanz. Sinneseindrücke wie Gerüche, aber auch Emotionen können den Zugang zu länger nicht aufgerufenen Erinnerungen öffnen. (132)

Der Erzähler verweist auf die Verbindung von Kunst und Naturwissenschaften, die sich in seiner familiären Sozialisation manifestiert. Sein Vater wählte für ihn die naturwissenschaftlich orientierte Schule in Ingolstadt aus, während er selbst eine ausgeprägte Vorliebe für die Künste hegte. Seine Mutter, künstlerisch interessiert, belesen und musikalisch, hatte sich auch nicht in seine Erziehung eingemischt (133). Und es ist diese Mutter, die später in Tel Aviv beginnt, wie in ihrer eigenen Kindheit, wieder streng nach dem jüdischen Kalender mit all seinen Festen und Riten zu leben. Die Mutter arbeitet ehrenamtlich an einer Schule und leitet dort die Bibliothek. Die Verbindung von Kunst und Naturwissenschaften wird auch über die Literatur verdeutlicht: „Der griechischen Dichterin Sappho von Lesbos ist es schon vor über 2.500 Jahren gelungen, mit der Präzision einer Neurowissenschaftlerin das Gefühl der Eifersucht zu beschreiben“ (350). Diese Problematik kommt bei Vincents Vorbereitungen auf einen Forschungsaufenthalt in China zum Tragen. Er liest westliche Sachbücher, aber auch alte chinesische Poesie und moderne chinesische Literatur. Während ihm die westlichen Autoren vor allem historische, wirtschaftliche und kulturelle Fakten vermitteln, zieht ihn die chinesische Originalliteratur in ihren Bann und gibt ihm tiefe Einblicke in die Gedanken- und Gefühlswelt Chinas. Kunst und Wissenschaft ebenso wie Verstand und Emotionen gehören für ihn zusammen und so können wir im Roman lesen: „Der Universalgelehrte Aristoteles ist oft belächelt worden, weil er Denken und Erinnern im Herzen lokalisierte, obwohl vor ihm schon Hippokrates die Bedeutung des Gehirns erkannt hatte. Mir ist die Vorstellung, unser Denken säße im Herzen, sympathisch“ (369). Emotionen erweisen sich in der Gedächtnisforschung als äußerst widerstandsfähig gegenüber einem zeitbedingten Ausblenden von Erfahrungen über längere Zeiträume hinweg. Die Rolle der Emotionen wird im Roman vorzugsweise im wissenschaftlichen Jargon erläutert: „In Stresssituationen reagiert das Nervensystem des Menschen schnell und autonom. Die Nebennierenrinde produziert das Stresshormon Cortisol, das die Energiereserven mobilisiert, das Immunsystem sowie die Schmerzwahrnehmung unterdrückt, die Herz- und Atemfrequenz erhöht und für eine optimale Durchblutung der Muskulatur sorgt“ (359–360). Es wird laufend und detailliert auf Regeln des wissenschaftlichen Diskurses rekurriert, die Darstellungsweisen von wissenschaftlichem Spezialwissen sind in den Text entsprechend eingewoben. Der Erzähler beschreibt sich selbst als einer, der diese Regeln grandios beherrscht.

Verbindung von Geist und Gehirn

Zugleich wird im Roman Kritik an der mechanistischen und elementaristischen Vorstellung von der Funktionsweise unseres Gehirns geübt:

Kollegen hatten damals gemeint, gerade mir als dem Sohn eines Uhrmachers müsse die Maschine des Gehirns, die doch der Uhr als mechanischer Repräsentation der Zeit wegensgleich sei, besonders entgegenkommen und mich begeistern. [...] Ich vermisse die Schöpferkraft des Geistes. Einem Gehirn, das wie eine Rechenmaschine funktioniert, fehlen all die individuellen Störfaktoren [...]. Es widerstrebt mir, die Hirnforschung von der Geschichte des Geistes zu lösen. (62)

Inwieweit die biologischen Vorgänge im menschlichen Gehirn überhaupt mit künstlichen Systemen simuliert werden können und welchen konkreten Nutzen dies für die Forschung haben soll, wird im Roman grundsätzlich in Frage gestellt. Und weiter heißt es:

In der Welt der Neurobiologie sind die Dinge so klein. [...] Angesichts der Winzigkeit dieses hochkomplexen Kosmos verliere ich manchmal den Blick für die größeren, aber wichtigeren Beziehungen. Das Miteinander der Menschen, abhängig von all diesen, noch immer zu wenig verstandenen Verschachtelungen, ist viel irrationaler, als die biochemische Genialität unseres Zentralnervensystems. (63)

Der Erzähler hat eine andere wissenschaftliche Vision. Er ist überzeugt, dass die Suche nach den Repräsentationen von Begriffen wie Identität oder Heimat in menschlichen Nervenzellen keinen Sinn macht. Dass dabei das menschliche Gehirn in eine Maschine ohne Seele und freien Willen zerlegt wird, ist für ihn also ausgeschlossen. Und gleich im Anschluss an seine Selbsteinführung als Erzähler wird eine Referenz auf Eric Kandel hergestellt. In seiner Forschung über das Gedächtnis konnte sich Kandel lange Zeit nicht zwischen Psychoanalyse und Neurobiologie entscheiden. Beide näherten sich dem Gegenstand doch von jeweils verschiedener Seite her (47–48). Der jüdische und aus Wien stammende Neurowissenschaftler wollte verstehen, „wie das menschliche Gedächtnis funktioniert, wie sein eigenes Gedächtnis die Erinnerungen an das nationalsozialistische Wien der 1930er Jahre speicherte [...]“. Und es war gerade Kandel, der sich die Frage stellte, „[w]arum wir manches vergessen und uns an anderes, vergessen geglaubtes, plötzlich erinnern“ (13).

Kandel kommt im Epilog noch einmal und dann verstärkt zum Tragen. Als eine Art Conclusio wird auf seine Forschung sachlich und in wissenschaftlicher Manier eingegangen und diese als Schlüsselbotschaft des Buches präsentiert (387–389). Der Erzähler ist dieser Problematik ebenso wie Kandel auf der Spur und meint: „So kann ich im Labor mithilfe hochauflösender Elektronenmikroskope die Arbeit der Nervenzellen untersuchen und mir einbilden, ihr Geheimnis sichtbar zu machen, doch ein Blick auf die Zeichnung von Ramón y Cajal genügt, um die Augen wieder an das Unsichtbare zu gewöhnen“ (13). In dieser Aussage offenbart sich die ganze Tragik der Diskussion über die zwei Kulturen, die durch Charles Percy Snow populär gewordene Untersuchung des Wechselspiels von geisteswissenschaftlich dominierter Kultur einerseits und naturwissenschaftlich-technischer Kultur andererseits. Dieser Aspekt, also die Hinterfragung der Grenzziehung zwischen Geist und Gehirn bzw. Geist und Natur, zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Buch. Eine markante Schlüs-

selstelle ist wie folgt aufgebaut: Kurz vor der ersten Begegnung mit der weiblichen Protagonistin Nora geht der Erzähler zum Lustgarten und sucht seine Lieblingsgöttin Athene auf: „Wenn Odysseus nach zwanzigjähriger Abwesenheit seiner Frau Penelope wieder begegnet, legt Athene ihrem Günstling eine göttliche Aura um, die ihn jünger, stattlicher und strahlender erscheinen ließ. Als Neurowissenschaftler lese ich das als eine der schönsten Metaphern dafür, wozu unser Gehirn beim Anblick eines geliebten Menschen fähig ist“ (37–38). Diese Aussagen beziehen sich auf Nora. Und später heißt es: „Am liebsten hätte ich Noras Gedächtnis zu meinem Hauptberuf gemacht und meinen Zwei-Photonen-Laser-Scan-Mikroskop und dem gesamten wunderbaren Labor in Jupiter den Rücken gekehrt“ (52).

Der titelgebende Name Nora kommt ebenfalls zuerst im Kontext der Wissenschaft vor. Ein wissenschaftlicher Kongress in Deutschland wird abgehalten. Nora soll einen Vortrag mit dem Titel „Natürliche Fertilität“ halten. Alle kognitiven Bewegungen spielen sich beim Erzähler zwischen den beiden Kulturen von Natur und Geist ab. Nora verkörpert diese Erfahrung des vermeintlichen Widerspruchs auch durch ihre Herkunft: Sie ist Kind eines 1974 aus dem Iran nach Deutschland immigrierten Vaters, der eine norddeutsche Protestantin aus Hamburg heiratete.

Der besagte wissenschaftliche Konsens über die Verbundenheit der beiden Kulturen fließt auch in die Überlegungen des Erzählers hinein: „So hat auch meine Erinnerung Noras Geschichte gefiltert, gewürzt und abgeschmeckt, sie sich einverleibt“ (22). In dieser Sentenz wird eine der zentralen Metaphern des Gedächtnisses in Anschlag gebracht. Das Gedächtnis wird nun als Verdauungsapparat metaphorisiert, wobei das Vergessen veranschaulicht wird durch das Ausscheiden (vgl. die Hinweise auf Augustinus).

Repräsentationen der Amnesie im Roman

Der Erzähler liest sich sukzessive Wissen über Amnesie an, bevor es zu einem ersten privaten Treffen mit Nora in Berlin kommt. Der Sachverhalt, der bei diesem Treffen besprochen wird, ist der Gedächtnisverlust von Noras Ehemann Daniel, und zwar in Folge von Verletzungen bei einem Anschlag mit einem Hammer, durchgeführt von einem Unbekannten. Daraus resultiert ein offenes Schädel-Hirn-Trauma. Daniel wurden bei einer OP Knochensplitter aus dem linken Temporallappen entfernt.⁶

Nach dem Aufwachen aus dem Koma schien „in seinem Gedächtnis ein Loch zu klaffen“ (31). Seine Aussagen waren unzusammenhängend, vorhandene Erinnerungen betrafen eher seine Kindheit oder Ereignisse, die weit zurücklagen. Bezüglich dieser weit zurückreichenden Erinnerungen schienen seine Gedanken klar und sein Gedächtnis fast unbeeinträchtigt (31–32). Sonst gab er nur Unverständliches und Unzusammenhängendes von sich. Ein beidseitiger Schlaganfall dreizehn Tage nach dem Angriff führte schließlich zu Daniels Tod.

Nora wird von Vincent angehalten, ein Gedächtnistagebuch anzulegen. Im Zuge der Protokollierung von Daniels Erinnerungen kommen verstärkt Metaphern zum Einsatz. Vor allem die Fluid-Metapher erweist sich als zentral: Nora war der Meinung, den Schlüssel zu einem Geheimnis in den „Erinnerungsfetzen“ zu finden, die

ungeordnet und ungefiltert aus Daniels beschädigtem Gedächtnis „an die Oberfläche gespült“ wurden (33). Der Vorstellung eines stabilen und zuverlässigen Gedächtnisses gegenüber hängen Erinnerungen metaphorisch wie an einem Faden: „Nora hatte [...] den Zipfel einer Erinnerung zu fassen bekommen und versucht, vorsichtig daran zu ziehen“ (287). Oft tauchen bei Daniel Erinnerungsfetzen auf (oder sie werden hochgespült), die aus seiner frühen Kindheit stammen (83). Dabei merkt Nora nur am Gebrauch von Dialekt, wo Daniel sich in seinen Erinnerungen gerade befindet. Die Fluid-Metapher findet in diesem Kontext wiederholten Einsatz. Im Zuge der Beschäftigung mit Daniels Amnesie sucht sich Vincent wiederum einen wissenschaftlichen Aufsatz heraus, der sich mit Amnesien nach psychischen Traumata beschäftigt. Darin wird der Fall eines Patienten beschrieben, der sich nach einem Unfall mit retrograder Amnesie wieder an eine vergessene Misshandlung in der Kindheit erinnerte (36). Der Erzähler erkennt einen Konnex zu Daniels Fall und fragt, „ob es eine Verbindung gab zwischen dem, was da an die Oberfläche gespült worden war, und dem Anschlag auf sein Leben“ (36).

Auf diese Weise wird der wissenschaftliche Diskurs zu einem Akteur, zu einem entscheidenden Faktor bei der Aufklärung eines komplexen Sachverhalts. Es wird eine Analogie hergestellt zwischen den traumatischen Erfahrungen des Patienten und brisanten Dokumenten, die Daniel 20 Jahre lang nichts anhaben konnten.⁷ Daniels Gedächtnisverlust bezog sich auf die gesamte Zeit zwischen den für ihn traumatischen Ereignissen in China und dem Anschlag auf sein Leben in Berlin, bei dem sein Wissen und seine Erinnerungen an die Machenschaften in China ausgelöscht werden sollten. Er konnte sich nach dem Anschlag allerdings an Ereignisse erinnern, die viel länger zurücklagen. Dazwischen klappte nun „ein riesiges Loch“ (58).

Die herkömmliche Vorstellung von einem Loch bzw. von einer Lücke im Gedächtnis (man spricht von Gedächtnislücken), also von einem Nichts mit Erinnerungen drumherum, wird im Roman mit der allgegenwärtigen Fluid-Metapher des Gedächtnisses verknüpft. Die bildliche Darstellungsweise von einem Loch und von Erinnerungsfäden wird also bei Fragen nach den Funktionsmechanismen des Gedächtnisses mit einer Technik verknüpft, bei der auf das Arsenal des fachspezifischen Wissens zurückgegriffen wird. Der Fall wird folglich in Fachbegriffe übersetzt: „Die für die Emotionsverarbeitung wichtigen tieferliegenden Hirnregionen, namentlich die Protagonisten des limbischen Systems, waren also intakt geblieben, ebenso der somatosensorische Cortex, jener Bereich der Großhirnrinde, der Berührungsreize der Haut verarbeitet“ (59).

Interessant ist in diesem Zusammenhang Vincents Interpretation des anhaltenden Schreiens von Daniel gleich nach dem Aufwachen aus dem Koma: „Die Ärzte hatten das auf den Angriff zurückgeführt, doch das glaube ich nicht. Angst entsteht in der stammesgeschichtlich alten Amygdala, dem tief im Inneren unseres Gehirns gelegenen Mandelkern“ (77). Auch Pritzel und Markowitsch weisen auf die Wichtigkeit der Amygdala für die Verarbeitung emotionaler Anteile des episodisch-autobiografischen Gedächtnisses hin (vgl. 2017, 64). Ganz in wissenschaftlicher Manier wird daher die Bedeutung des Gedächtnisses erläutert: „Unser wichtigstes Sinnesorgan ist das Gedächtnis. Es bündelt, filtert und archiviert die Teilinformationen,

die unsere Wahrnehmung liefert“ (Zeppezauer 2023, 79). Aufgeklärt wird über die Funktionsweise des Kurzzeit- wie auch des Langzeitgedächtnisses sowie über dessen Einfluss auf unsere Wahrnehmungsleistungen. Streckenweise liest sich der Text wie ein Lehrbuch, wenn es etwa über das Gedächtnis heißt:

Das menschliche Gedächtnis speichert Sinneseindrücke zuverlässiger als sachliche Inhalte, vor allem dann, wenn sie emotional aufgeladen sind. So können beispielsweise Gerüche besonders intensive Erinnerungen wecken. Zwar können wir Gerüche nur unzulänglich mit Worten beschreiben, wiedererkennen können wir sie jedoch umso verlässlicher und ordnen sie bestimmten Orten oder konkreten Erlebnisse zu. (82)

Das Aufrufen von Erinnerungen durch sensorische Reize, insbesondere Geruchsreize, ist ein realer biologischer Vorgang. So können z. B. Gerüche, die einem aus der Kindheit vertraut sind, bei der Wiederbegegnung mit ihnen Erinnerungen wachrufen. Gerüche wirken sich also auf Gefühle und Erinnerungen aus (vgl. Roth 2009, 29–30).

Und vor diesem Hintergrund wird im Roman auch Kritik an Analogien geübt, die eine statische Geordnetheit von Gedächtnisinhalten, ihre Sicherheit und Zuverlässigkeit suggerieren. Es handelt sich um eine Kritik am statischen Gedächtniskonzept, das historisch in der Regel mit Speichermedien wie Schrift oder Fotografie in Verbindung gebracht wird:

So individuell und wandelbar Erinnerungen sind, so unterschiedlich sind die Schlüsselreize, die den Zugang zu ihnen öffnen. Deshalb ist es sehr schwierig, sich den eigenen Erinnerungen mit systematischen Strategien nähern zu wollen. Mit einem geordneten Bücherregal hat das Gedächtnis nichts zu tun. Eher verhält es sich wie ein eigenwilliges Buch, dessen Schrift verblasst, wenn man eine Seite aufschlägt, und neu geschrieben wird, wenn man sie erzählt. (Zeppezauer 2023, 131–132)

Und es gibt noch eine Grenzüberschreitung. Wie Nora die Erfahrung eines vermeintlichen Widerspruchs durch ihre Herkunft verkörpert, steht auch Daniels geheim gehaltene leibliche Tochter, ein 16-jähriges Mädchen aus China für eine solche Erfahrung. Es wird ein Treffen arrangiert, Xiaowai heißt das Mädchen: „Schon früh hatten einige Mitschüler begonnen, ihren Geburtsnamen Xiaoling in Xiaowai, kleine Fremde, abzuwandeln“ (222). „Xiaoling“ war eines der Wörter, die Daniel auf dem Sterbebett ausgesprochen hatte. Er hatte also seine Tochter trotz Amnesie nicht vergessen. Vincent berichtet Nora über dieses Mädchen, den Namen erwähnt er nicht. Was folgt, ist eine Art intertextuelles Arrangement, und es gibt hier mehrere Referenzen auf die antike Mythologie. Ein signifikantes Beispiel ist in diesem Kontext jedoch eines, das die Wirkung der Nachricht, die Vincent, der Überbringer der traurigen Botschaft, an Nora richtet, umso eindrucksvoller unterstreicht. Es handelt sich um die Geschichte von Herakles, als er von seiner letzten großen Reise heimkommt – genau genommen um die Szene, in der er in seiner Wut nach Lichas greift, ihn gegen die Felsen der Bucht schleudert, sodass sein Schädel bricht und sich sein Hirngewebe in die Umgebung verteilt (213; vgl. auch 2011, 124–125).

Mythos und Wissenschaft gehören für Vincent zusammen und bilden praktisch eine Einheit. Erläutert wird dieser Zusammenhang am Beispiel der Erforschung der Vererbung, die als eine der ältesten Wissenschaften der Welt eingeführt wird. Die

Frage nach dem Ursprung und nach der Übertragung von Eigenschaften beschäftigt die Menschen seit jeher. Dieser Sachverhalt wird anhand der Geschichte von Klytaimnestra erläutert: Man muss „viele Generationen zurückgehen, um die Wurzeln der Tat aufzuspüren“ (Zeppezauer 2023, 225). Klytaimnestras Rachedurst wird erst nur über diese Genealogie verständlich. Dem Mythos gegenübergestellt wird die Wissenschaft: „Heute gilt das menschliche Genom als entschlüsselt, doch die Vererbung mit ihren individuellen Überraschungen bleibt ein Spiel der Natur und des Zufalls“ (227). Der Klytaimnestra-Mythos wird später im Text erneut aufgegriffen, um das individuell Überraschende, das durch das Mädchen Xiaowai verkörpert wird, zu unterstreichen.

ZUSAMMENFASSUNG

Literarische Darstellungen neurobiologischer Erkrankungen bedienen sich spezifischer Techniken, um diese nachvollziehbar zu gestalten und einen Einblick in das Bewusstsein der Betroffenen zu ermöglichen. Die sich aus dieser Beobachtung ergebende Nähe von Literatur und Neurobiologie, wie sie im analysierten Text vorgefunden werden konnte, verdeutlicht die Funktionsweisen von Interdiskursivität. In der vorliegenden literarischen Auseinandersetzung mit dem Thema des menschlichen Gedächtnisses steht die Frage nach der neurobiologischen Basis der personalen Identität. Dabei ist zu beobachten, dass die Vorstellung, dass das Gehirn die Grundlage der Identität bildet, einer grundlegenden Korrektur bedarf. Hingegen werden Argumente vorgebracht, nach denen die biologischen Vorgänge im menschlichen Gehirn nicht allein darüber entscheiden, was die personale Identität eines Individuums ausmacht. Der Roman *Noras Gedächtnis* ist vielmehr als Kritik an der mechanistischen und elementaristischen Vorstellung von der Funktionsweise unseres Gehirns zu verstehen. Die reduktionistische, auf neurobiologische Gehirnaktivitäten und Experimente beschränkte Position legt nahe, man habe es mit *einem* Gegenstand, mit *einem* wissenschaftlichen Objekt zu tun.⁸ Und diese Position täuscht auch über die Tatsache hinweg, dass es sich bei den Objekten eigentlich um Subjekte handelt, um Subjekte mit ihrer Unverwechselbarkeit und mit einer einzigartigen Biographie, die diesen Subjekten unter Umständen auch abhandenkommen kann. So kann das subjektive Leiden eines schweren Amnestikers z. B. viel adäquater in einer personalen Erzählsituation vermittelt werden als in einer Anamnese.

Im Rahmen der vorliegenden Analyse wurde der Roman *Noras Gedächtnis* unter der Prämisse untersucht, dass es sich um einen interdiskursiv und interdiskursanalytisch konzipierten Roman handelt. Hauptsächlich in Bezug auf die Repräsentation der Funktionsweisen des menschlichen Gedächtnisses wird der wissenschaftliche Diskurs als ein entscheidender Faktor erkannt, sodass sich der Text streckenweise wie ein Lehrbuch liest. Durch Referenzen auf bekannte konsensfähige wissenschaftliche Grundannahmen wird der Text im aktuellen wissenschaftlichen Kontext verortet. Dies setzt mit der Zeichnung von vernetzten Neuronen des spanischen Mediziners Santiago Ramón y Cajal ein. Zugleich ist diese am Cover des Buches platzierte Zeichnung die wohl auffälligste Referenz auf einen Spezialdiskurs, der in diesem Werk eine tragende Rolle spielt. Die von dem Erzähler im Arbeitszimmer seines Vaters in die

Zeichnung von Ramón y Cajal hineininterpretierte Vernetztheit allen Lebens stellt sich als zentrale Lebensmetapher dar. Vincent sieht in dem Bild auch als anerkannter Wissenschaftler immer noch eine Vielzahl von Fäden, Wegen, Tunneln, Flüssen und Netzen. Das Leben wird im Roman nach dieser Lesart als ein Netz miteinander verbundener Systeme metaphorisch konzeptualisiert.

Gleichsam wird eine Brücke geschlagen zwischen zwei Kulturen, zwischen Geist und Gehirn, Kunst/Mythos und Wissenschaft, Emotionen und Vernunft. Sowohl der Erzähler wie auch die titelgebende Protagonistin Nora sind an diesen Brückenschlägen beteiligt und machen deutlich, dass beide Seiten in einem komplementären Verhältnis zueinander stehen. Um die Komplementarität dieser Beziehung zu unterstreichen, wird gleich zu Beginn auf Eric Kandel verwiesen, der sich in seiner Gedächtnisforschung zwischen den Bereichen der Psychoanalyse und der Neurobiologie bewegt hatte. Der Forschungsansatz von Kandel ist gleichsam die Kernbotschaft des Buches. Dieser Aspekt, nämlich die Infragestellung der Grenzziehung zwischen Geist und Gehirn bzw. Geist und Natur, zieht sich wie ein roter Faden durch den ganzen Roman.

Im Zuge der Bemühungen um die Wiederherstellung der verlorenen Erinnerungen des Amnestikers kommen verstärkt Metaphern zum Einsatz. Dabei werden jene metaphorischen Konzepte von menschlichen Gedächtnisleistungen kritisiert, die eine statische Ordnung von Gedächtnisinhalten nahelegen. Statische Gedächtniskonzepte werden historisch meist mit Speichermedien wie Schrift oder Fotografie in Verbindung gebracht. Der Vorstellung eines stabilen und verlässlichen Gedächtnisses steht die Metapher des Fließens gegenüber. Die Fluid-Metapher wird im Zusammenhang mit dem Gedächtnis immer wieder in Anschlag gebracht. Diese in der Fluid-Metapher ausgedrückte Prozesshaftigkeit manifestiert sich auch in der Verdauungsmetapher, die ebenfalls zur Konzeptualisierung von Gedächtnisleistungen verwendet wird.

ANMERKUNGEN

- ¹ Max Frischs Erzählung *Der Mensch erscheint im Holozän* zeigt ebenso, wie Vergessen erzählt werden kann. Der Dauerregen, der an den mythologischen Lethe-Fluss erinnert, spült seine Erinnerungen fort. Das Gedächtnis des Protagonisten der Erzählung erodiert förmlich.
- ² Vgl. Tulving 1985; Schacter – Tulving 1994; Schacter – Wagner – Buckner 2000.
- ³ Als Verbindungsglied spielt die Psychologie (psychologische Gedächtnisforschung) eine Rolle. Sie könnte auch als interdiskursive Zwischenetage im Spannungsfeld zwischen Biomedizin und Literaturwissenschaft funktionalisiert werden.
- ⁴ Dieser Begriff bezieht sich auf einen methodischen Ansatz in der Medizin, der sich mit der Bedeutung von Erzählungen von Patienten über ihre Erfahrungen mit ihrer eigenen Krankheit befasst (vgl. Goyal 2014).
- ⁵ Martin Suter: *Small World*; *Die dunkle Seite des Mondes*; *Ein perfekter Freund*; Wolfgang Herrndorf: *Sand*; Max Frisch: *Der Mensch erscheint im Holozän*; Katharina Hagen: *Der Geschmack von Apfelkernen*; Katharina Hacker: *Die Erdbeeren von Antons Mutter*; Urs Zürcher: *Alberts Verlust* etc.
- ⁶ In der Forschung wird angenommen, dass für den Abruf biografischer Erinnerungen die rechte Hirnhälfte wichtiger als die linke ist, denn die rechte verarbeitet stärker die Emotionen (vgl. Pritzel – Markowitsch 2017, 64).

- ⁷ Es geht bei den Dokumenten um Belege vom Einsatz von Pestiziden und großen Mengen von Dioxin, die in China mit Beteiligung eines deutschen Chemieunternehmens in die Umwelt gelangt sind. Die Übersetzung der geheimen Dokumente ergab, dass es sich dabei um Patientenakten von Kindern mit schweren Missbildungen und Krebs als Folge von Dioxinvergiftung (164) handelt.
- ⁸ Kehl spricht hier sogar von „Biomedikalisierungstendenzen“ und einer „Neuro-Ideologie“ (2012, 67–68).

PRIMÄRLITERATUR

- Augustinus. 2009. *Confessiones/Bekenntnisse*. Übers. und hrsg. von Kurt Flasch und Burkhard Mojsisch. Stuttgart: Reclam.
- Frisch, Max. 1979. *Der Mensch erscheint im Holozän*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zeppezauer, Dorothea. 2023. *Noras Gedächtnis*. Berlin: Dorothea Zeppezauer.

SEKUNDÄRLITERATUR

- Abbt, Christine. 2016. *Ich vergesse. Über Möglichkeiten und Grenzen des Denkens aus philosophischer Perspektive*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Asholt, Wolfgang – Ottmar Ette, Hrsg. 2010. *Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Programm – Projekte – Perspektiven*. Tübingen: Narr Verlag.
- Assmann, Aleida. 1993. „Zur Metaphorik der Erinnerung.“ In *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, hrsg. von Aleida Assmann – Dietrich Harth, 13–35. Frankfurt am Main: Fischer.
- Connerton, Paul. 2008. „Seven Types of Forgetting.“ *Memory Studies* 1, 1: 59–71. DOI: <https://doi.org/10.1177/1750698007083889>.
- Ette, Ottmar. 2010. „Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Eine Programmschrift im Jahr der Geisteswissenschaften.“ In *Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Programm – Projekte – Perspektiven*, hrsg. von Wolfgang Asholt – Ottmar Ette, 11–38. Tübingen: Narr Verlag.
- Ette, Otmar. 2025. „Warum die Literaturwissenschaft eine Lebenswissenschaft ist.“ *World Literature Studies* 2, 17: 4–16. DOI: <https://doi.org/10.31577/WLS.2025.17.2.1>.
- Goyal, Rishi. 2014. „Narration in Medicine.“ In *Handbook of Narratology*, hrsg. von Peter Hühn – Jan Christoph Meister – John Pier – Wolf Schmid, 406–418. München – Boston: De Gruyter. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110316469.406>.
- Kehl, Christoph. 2012. *Zwischen Geist und Gehirn. Das Gedächtnis als Objekt der Lebenswissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Lachmann, Renate. 2007. „Mnemonische Konzepte.“ In *Arbeit am Gedächtnis*, hrsg. von Michael C. Frank – Gabriele Rippl, 131–146. Paderborn – München: Fink.
- Link, Jürgen. 1988. „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik.“ In *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, hrsg. von Jürgen Fohrmann – Harro Müller, 284–307. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Link, Jürgen – Ursula Link-Heer. 1990. „Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse.“ *LiLi: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 20, 77: 88–99.
- Link, Jürgen – Parr, Rolf. 2005. „Semiotik und Interdiskursanalyse.“ In *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*, hrsg. von Klaus-Michael Bogdal, 108–133. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Markowitsch, Hans – Harald Welzer. 2006. *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Neumann, Birgit. 2005. „Literatur, Erinnerung, Identität.“ In *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft: Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*, hrsg. von Astrid Erll – Ansgar Nün-

- ning – Hanne Birk – Birgit Neumann, 149–178. Berlin – New York: De Gruyter. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110908435.149>.
- Parr, Rolf. 2020. „Interdiskurstheorie/Interdiskursanalyse.“ In *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, hrsg. von Clemens Kammler – Rolf Parr – Ulrich-Johannes Schneider, 234–237. Stuttgart: Metzler.
- Pethes, Nicolas. 2009. „Vergessen.“ In *Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Band 9 St–Z*, hrsg. von Gert Ueding, 1046–1053. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Pritzel, Monika – Hans J. Markowitsch. 2017. *Warum wir vergessen. Psychologische, natur- und kulturwissenschaftliche Erkenntnisse*. Berlin: Springer. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-662-54137-1>.
- Reulecke, Anne-Kathrin – Ulrike Vedder. 2018. „Grenzen des Humanen. Biotechnologie und Medizin in der Gegenwartsliteratur. Vorwort.“ *Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge* 28, 3: 459.
- Roth, Gerhard. 2009. *Aus Sicht des Gehirns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schacter, Daniel L. – Endel Tulving, Hrsg. 1994. *Memory Systems 1994*. Cambridge: The MIT Press. DOI: <https://doi.org/10.7551/mitpress/4545.001.0001>.
- Schacter, Daniel L. – Anthony D. Wagner – Randy L. Buckner. 2000. „Memory Systems of 1999.“ In *The Oxford Handbook of Memory*, hrsg. von Endel Tulving – Fergus I. M. Craik, 627–643. Oxford: Oxford University Press. DOI: <https://doi.org/10.1093/oso/9780195122657.003.0039>.
- Tulving, Endel. 1985. „How Many Memory Systems Are There?“ *The American Psychologist* 40, 4: 385–398. DOI: <https://doi.org/10.1037/0003-066X.40.4.385>.
- Weinrich, Harald. 2005. *Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens*. München: C. H. Beck.
- Zeppenzauer, Dorothea. 2011. *Bühnenmord und Botenbericht: Zur Darstellung des Schrecklichen in der griechischen Tragödie*. Berlin – Boston: De Gruyter. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110257052>.